

# „UNVERWANDT SCHAU E ICH AUF MEIN DEUTSCH“

Der ästhetische Widerstand im Werk Doron Rabinovici

Von Andrea Reiter (Southampton)

Dieser Aufsatz analysiert eine Auswahl von Doron Rabinovici's Essays und Romanen unter dem Gesichtspunkt des post-modernen Sprachspiels. Er zeigt, wie der zweisprachige Autor mithilfe eines elaborierten Codes den ästhetischen Widerstand erzeugt, der sein fiktionales mit dem nicht-fiktionalen Werk verbindet.

This essay proposes to read a selection of Doron Rabinovici's essays and novels through the lens of the post-modern language game. The discussion demonstrates how the bilingual author utilises a highly elaborate code to create an aesthetics of resistance that links his fictional with his non-fictional oeuvre.

Doron Rabinovici macht sein Verhältnis zur deutschen Sprache nur selten zum Thema. Da er noch im Vorschulalter mit seinen Eltern von Israel nach Österreich kam, vollzog sich seine Sozialisierung außerhalb der Familie in der deutschsprachigen Umgebung. Sein Interesse an der Literatur erweckten deutsche Gedichte und Dramen, und als er selbst zu schreiben begann, tat er dies anscheinend selbstverständlich auf Deutsch. Seine Behauptung „[u]nverwandt schaue ich auf mein Deutsch“<sup>1)</sup> überrascht daher. Warum muss Rabinovici die deutsche Sprache so genau in den Blick nehmen, dass er seine Augen nicht abwenden kann? Und was bedeutet das Possessivpronomen? In meinem Beitrag werde ich anhand einiger Beispiele aus unterschiedlichen Textgenres zeigen, wie Rabinovici's früher Sprachwechsel sein Verhältnis zum Deutschen prägt, und wie er sich mit ästhetischen Strategien ‚sein‘ Deutsch zu einem effektvollen Mittel des Widerstands formt. Der emotionalen Emphase in Rabinovici's Bemerkung werde ich im Folgenden versuchen gerecht zu werden, indem ich Textanalyse mit biographischer Annäherung verbinde.

---

<sup>1)</sup> DORON RABINOVICI, Die Bücher der Eltern. Das Kind und die Bibliothek, in: DERS., Credo und Credit. Einmischungen (= es 2216), Frankfurt/M. 2001, S. 48–53, hier: S. 49. (Weitere Verweise auf diesen Band im Fließtext mit der Sigle ‚CC‘.)

Beginnen möchte ich mit einem Beispiel, das Rabinovicis Zweisprachigkeit demonstriert. Im Winter 2009/2010 beteiligte er sich an dem Internetprojekt ›mitSprache unterwegs.‹<sup>2)</sup> Die Vorgabe, in mehreren Online-Blogs während einer längeren Reise über die gewonnenen Eindrücke zu berichten, führte ihn zu den israelischen Rucksacktouristen nach Sri Lanka und Indien. Er wollte einem Phänomen nachgehen, das die Israelische Öffentlichkeit beschäftigte,<sup>3)</sup> seit der kanadisch-israelische Regisseur Yoav Shamir 2007 in seinem Dokumentarfilm ›Flipping Out‹ den unter den jungen israelischen *ex-pats* grassierenden Drogenkonsum gezeigt hatte:

Approximately 90 per cent will use drugs during their stay, and each year some two thousand of them will need professional help due to this drug use. The psychotic break with reality they experience is commonly referred to as „flipping out“.<sup>4)</sup>

Bei den Israelis auf dem indischen Subkontinent handelt es sich vorwiegend um junge Leute, die nach der dreijährigen Militärpflicht ihre zum Teil verstörenden Erlebnisse vergessen wollen. Bevor sie sich ins Berufsleben begeben, unterziehen sie sich in einer Umgebung, die sich fundamental von der israelischen unterscheidet, einem ‚rite de passage‘.<sup>5)</sup> Als gebürtigem Israeli, dessen in Israel lebende Neffen ebenfalls mit der Erfahrung ihres Einsatzes als Soldaten fertigwerden mussten, berührte Rabinovici dieses Thema auch persönlich (29.3.2010). Sehr wahrscheinlich ist daher, dass er sich vor Ort selbst davon ein Bild machen wollte, inwieweit Shamirs Film den Tatsachen entspricht.<sup>6)</sup> Wenn auch aus anderen Gründen, dürf-

<sup>2)</sup> Das von den Literaturhäusern Wien, Salzburg und Graz, und anderen kulturellen Einrichtungen in Österreich ausgeschriebene Projekt verlieh an zehn Autorinnen und Autoren Reisestipendien. Finanziert wurde das Projekt vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur, das auch die Drucklegung von neun Essays versammelt, die auf den Reiseerlebnissen beruht. Siehe MANFRED MÜLLER und KURT NEUMANN (Hrsgg.), mitSprache Unterwegs. Literarische Reportagen, Vorwort von ILIJA TROJANOW, Wien 2010.

<sup>3)</sup> In seinem Blog-Post vom 6.1.2010 mutmaßt Rabinovici, dass „das Massenphänomen die israelische Gesellschaft“ deshalb so beschäftige, weil es „an das [zionistische] Selbstverständnis des [jüdischen] Staates“ rühre. <<http://www.zintzen.org/2010/01/05/doron-rabinovici-colombo-hikkaduwa/>> [24.3.2016]; diese Website, die ich für mein Buch: Contemporary Jewish Writing. Austria after Waldheim, New York 2013, verwendet habe, ist leider nicht mehr zu öffnen. Ich verweise aber dennoch auf die Daten der Blogposts). Alle weiteren Verweise auf die Posts erfolgen als Datumsangabe im Fließtext.

<sup>4)</sup> <<http://www.yoavshamirfilms.com/#!flipping-out/cno0>> [24.3.2016].

<sup>5)</sup> <<http://www.newstatesman.com/world-affairs/2013/01/why-are-there-so-many-israeli-ex-soldiers-india>> [26.5.2016]. Siehe auch JÖRG LAU und ANDREAS HERZAU (Photos), Tapferkeit vor dem Freund, in: ZEITmagazin, 29. September 2012, S. 35–42.

<sup>6)</sup> Familiäre Beziehungen in Sri Lanka dürften Rabinovicis Entschluss für dieses Reiseprojekt ebenfalls mitbestimmt haben. Seine damalige Frau war die Tochter von Kathrin Messner, die mit Joseph Ortner 1985 die *one world foundation* gegründet hatte. Diese Organisation betreibt in Ahungalla, einer kleinen Stadt an der Südwestküste Sri Lankas, eine Schule, die sich aus den Einnahmen des sanften Ayurveda-Tourismus finanziert <<http://derstandard.at/2703928/Urlaub-fuer-die-Schule>> [24.3.2016].

te auch Rabinovici selber seine Reise als eine Art Befreiung empfunden haben. In seinem Reportage-Essay, in den sein *Travelog* einging, behauptet er, es genossen zu haben, „fernab aller Verstrickungen zu sein, die [ihn] in Österreich und Israel einholten [...] In Watherugama ist unwichtig, ob ich Jude oder Israeli bin.“<sup>7)</sup>

Rabinovici Fremdheit in dem Land, das er besucht, begünstigt seinen Ethnographenblick, mit dem er seine Begegnung mit Sri Lanka zu deuten sucht.<sup>8)</sup> Beschreibend erfasst er die für den Europäer ungewohnten Eindrücke:

Am Strassenrand liegen Kühe. Ich sehe Betonhäuser, kaum gebaut, wieder im Verfall. Wellblechhütten, ineinander verkeilt. Ein Gestrüpp aus Elend. Daneben alte Kolonialgebäude, Tempel mit Buddas Farben und Daguba, hinduistische Heiligtümer. Der Name jedes Ortes klingt wie ein Gedicht: Balapitya, Aluthama, Bentota. (5.1.2010)

Auch seine Gespräche mit der multinationalen *expat community* – gealterte Hippies aus allen Erdteilen, eine Freundin aus Wien, und nicht zuletzt die jungen Israelis – leiten die Neugier des Volkskundlers. Bei seiner ‚Feldarbeit‘ trifft Rabinovici auf diese Menschen als ‚teilnehmender Beobachter‘, was allerdings nicht so weit geht, dass er sich selbst zum Drogenkonsum verleiten lässt. Es half ihm zwar, dass er ihre Sprache spricht, aber sie erscheinen ihm exotisch. Da sind nicht nur die Joint-rauchenden Israelis, die er in Goa trifft, sondern auch der Chabad Lubawitscher Rabbi (27.12.2009) und die orthodox-mystische Bewegung des Bratslawer Chassidismus, die den „Durchgedrehten“ (4.1.2010) den Weg zurück zu Gott und Volksbewusstsein vermittelt. Die Kenntnis der Sprache öffnet ihm Türen, erleichtert ihm den Kontakt, genauso wie dem indischen Falafelkönig, der die Muttersprache seiner israelischen Gäste spricht oder dem Iraner, dem ein paar Brocken Ivrit genügen, um mit Israelinnen zu flirten (4.1.2010). Die mithilfe der Sprache vertieften Eindrücke ermöglichen es Rabinovici, Shamirs Film als überzeichnet zu kritisieren:

Es ist [...] lächerlich, wenn von einer israelischen Invasion in Indien die Rede ist. [...] Es sind auch nicht so viele, die aufgrund der Drogen durchdrehen und heimgeholt werden müssen [...]. (6.1.2010)

Rabinovici unterhält sich auf Ivrit und berichtet in seinen Reise-Blogs auf Deutsch. Die Übertragungsleistung, die er dabei vollbringt, ist ihm geläufig, seit er als Kind mit den Eltern von Tel Aviv nach Wien zog. In einem Aufsatz sinniert er 2001 über seine Position zwischen den Sprachen. Als er bemerkt habe, dass ihn, den Hebräisch-sprechenden Dreijährigen, niemand verstand, versuchte er „so schnell wie möglich [...] die Muttersprache zu vergessen“ und „Deutsch [...] besser als die einheimischen Kinder [zu] reden“ (CC 48). Obwohl er seine erste

<sup>7)</sup> DORON RABINOVICI, in: MÜLLER/NEUMANN, mit Sprache (zit. Anm 2), S. 214.

<sup>8)</sup> Im Blog-Post vom 1.1.2010 heißt es: „Bereits an Bord [der Maschine von Colombo nach Goa] spreche ich mit zwei meiner Studienobjekte: Israelis auf Indienreise.“

Sprache doch nicht ganz vergessen zu haben scheint, wurde sein ‚Adoptivdeutsch‘ zu derjenigen Sprache, mit deren „Rhythmik, Logik und Grammatik“ er vertraut ist (CC 49). Das Hebräische, in dem zahlreiche Bücher in der Bibliothek seiner Eltern verfasst waren, mutiert dabei zur Sprache des „fernen Heimwehs“; eines zwiespältigen Heimwehs, weil es in ihm auch „unheimlichste Gefühle“ auslöst (CC 50). Die Rede von der adoptierten Sprache und dem Heimweh nach der Kindheitssprache lassen vermuten, dass Rabinovici mit keiner seiner beiden Sprachen das spontane Verhältnis verbindet, das den Muttersprachler prägt. Sein Zugang zu beiden Sprachen ist vielmehr ein intellektueller. Wenn das Kind die fremde Sprache so schnell wie möglich vollkommen beherrschen wollte, um in der neuen Umgebung möglichst wenig aufzufallen, ist dem Erwachsenen durchaus klar, dass er damit ein jüdisches Stereotyp bediente, zumindest eines, das für den Juden im Wien von Herzl, Freud und Kraus gegolten habe, der anstatt des Jargons Deutsch sprach.<sup>9)</sup> Andererseits kompensiert Rabinovici auch früh den Ausschluss aus der Kindheitssprache, indem er sich die durch die fremde Schrift zusätzlich verschlüsselten Inhalte der hebräischen Bücher in der Bibliothek der Eltern mithilfe seiner Phantasie auszumalen sucht (CC 49).

Rabinovicis Zweisprachigkeit, aber noch mehr das Distanzverhältnis, das er zu seinen beiden Sprachen unterhält, ermöglicht ihm, was Salman Rushdie einmal den „stereoskopischen Blick“ bezeichnet hat.<sup>10)</sup> Dieser kennzeichnet den migran-tischen Schriftsteller, der in sich die Positionen von Insider und Outsider miteinander verbinde. Rushdie gelang es, die Pluralität seiner Erfahrung, die auf seiner multiplen kulturellen Zugehörigkeit beruht, sowohl in kreatives als auch kritisches Potential zu verwandeln.<sup>11)</sup> Rabinovici macht seinen „stereoskopischen Blick“ auf Israel und Österreich, wie auch auf unterschiedliche Positionen im Judentum in seinem Werk ebenfalls zum Thema, zuletzt durch den Protagonisten Ethan Rosen im Roman ›Andernorts‹.<sup>12)</sup> Kreativität und Kritik kennzeichnen seine Texte aber

<sup>9)</sup> DORON RABINOVICI, Angeln aus christlicher Sicht oder Gibt es ein jüdisches Erzählen im Deutschen?, in: WALTER HINDERER, CLAUDIA HOLLY u. a. (Hrsgg.), *Altes Land, neues Land. Verfolgung, Exil, biographisches Schreiben. Texte zum Erich Fried Symposium 1999*, Wien 1999, S. 62–68, hier: S. 64.

<sup>10)</sup> SALMAN RUSHDIE, *Imaginary Homelands*, in: DERS. (Hrsg.), *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981–1991*, London o. J., S. 9–21. – Der Hinweis auf Rushdie ist zusätzlich gerechtfertigt durch den Umstand, dass der Republikanische Club anlässlich der Verhängung der Fatwah eine Solidaritätsveranstaltung machte. Siehe DORON RABINOVICI, *Aktion und Artikulation. Das Bestehen des Republikanischen Clubs*, in: BRIGITTE LEHMANN, DORON RABINOVICI und SIBYLLE SUMMER (Hrsgg.), *Von der Kunst der Nestbeschmutzung. Dokumente gegen Ressentiment und Rassismus seit 1986*, Wien 2009, S. 12–27, hier: S. 24.

<sup>11)</sup> Im Gegensatz zu Rushdie bestand RUTH BECKERMANN auf ihrer Unzugehörigkeit und begründet sie in ihrem berühmten Essay ›Unzugehörig. Österreicher und Juden nach 1945‹ (Wien 1989).

<sup>12)</sup> DORON RABINOVICI, *Andernorts*. Roman, Berlin 2010. (Weitere Verweise auf diesen Band im Fließtext mit der Sigle ‚A‘.)

auch auf eine wesentlich grundlegendere Weise. Das Spannungsverhältnis zwischen seinen beiden Sprachen sowie sein Selbstverständnis als säkularer Jude, der in einer nicht-jüdischen Umgebung lebt, bildet, so meine These, die Voraussetzung für den ästhetischen Widerstand im Werk des Autors.

### *Ästhetischer Widerstand*

Rabinovici selbst verbindet Widerstand und seine frühe Erfahrung mit Erzähltem. Noch bevor er selbst lesen konnte, habe ihm die Mutter Bibelgeschichten vorgelesen. Ihr Ziel sei dabei allerdings nicht die religiöse Unterweisung gewesen; indem sie „alle Wunder mit Ironie und Spott“ kommentierte, habe sie ihn vielmehr „von Beginn an [...] zum Zweifel“ angehalten (CC 48). Die Haltung des Zweifels perfektionierte Rabinovici später anhand von politischer Lektüre „aus den östlichen, kommunistischen Staaten“, die er ebenfalls in der Bibliothek der Eltern vorfand (CC 49). Bereits Brechts ›Ein Kinderbuch‹ führte für den Sechsjährigen Leseerfahrung und kritischen Umgang mit Geschriebenem zusammen. Gedichte, Legenden, die ›Geschichten des Herrn Keuner‹ förderten die antifaschistische Sozialisation des Kindes und ermunterten es gleichzeitig, den Jungen, der Laotse Weisheiten aufschrieb, als Vorbild zu verstehen (CC 51). Es sind aber nicht nur Brechts Themen und Figuren, mit denen sich Rabinovici identifiziert, hauptsächlich um sich von seinen Altersgenossen zu unterscheiden; ihn fasziniert Brechts Sprache, „die rhythmischen Wendungen“, sein „Sarkasmus und die Logik der Sätze“, der „Sprachduktus der Dialoge“ (CC 52). Wenn er in den wenig altersgemäßen Dramen nicht alles verstand, habe er sich „an der Wortmelodie [orientiert] und lernte auf diese Weise neue Bedeutungen“ (CC 52f.). In Brecht, der es verstand, marxistische Theorie literarisch zu sublimieren, fand Rabinovici den Lehrmeister, mit dessen Hilfe er in der jüdischen Jugendbewegung, in der er als „Experte für Bertolt Brecht“ galt (CC 53), den ästhetischen Widerstand probte. In den achtziger Jahren ergriff er die Gelegenheit, als Mitbegründer des Republikanischen Clubs und in der Opposition gegen den Präsidentschaftskandidaten Kurt Waldheim, den Habitus des Widerstandes zu perfektionieren. Bei den zahlreichen Demonstrationen kam ihm anscheinend zugute, dass er sich durch lautes Lesen von Brechts dramatischem Werk schauspielerisches Können angeeignet hatte (CC 53). Effektiv setzt er dabei auch das Spiel mit der Sprache ein.

### *Spiel mit Sprache*

Als Spiel lässt sich, so mein Vorschlag, Rabinovicis Umgang mit der Sprache verstehen und zwar nicht nur im Sinne von kreativem Verhalten, sondern auch spezifisch als „Sprachspiel“, wie es der späte Wittgenstein beschrieb. Die von Wittgenstein hervorgehobenen Merkmale von Spiel, nämlich Regelmäßigkeit

und performativer Grundzug,<sup>13)</sup> machen es zu einem analytischen Begriff, der es uns erlaubt, Rabinovicis ästhetischen Widerstand besser zu verstehen. Der Spiel-Begriff lässt den Verstoß gegen die Regelhaftigkeit sowohl als Rebellion als auch als innovatives Handeln deuten; der performative Grundzug von Spiel ermöglicht es dem Spielenden, auf das jeweilige soziale Umfeld einzuwirken. Beides ist, wie zu zeigen sein wird, für Rabinovicis Umgang mit Sprache von zentraler Bedeutung.

Woran erkennt man nun das Sprachspiel in Rabinovicis Texten? Hier kann der Bildungsforscher Norbert Meder helfen, der im Anschluss an Wittgensteins Definition das Sprachspiel als „ästhetische Performanz des Widerstandes“ erklärt.<sup>14)</sup> Meder sieht die „Hauptaufgabe des Sprachspielers“ in der Herstellung von Zusammenhängen,<sup>15)</sup> mit deren Hilfe im Akt der Simulation mögliche, neue Welten produziert werden.<sup>16)</sup> Die Kreativität des Sprachspielers erkennt Meder einerseits darin, dass dieser aus einer Vielfalt von Möglichkeiten eine bestimmte auswählt, und andererseits im „transduktive[n] Spiel mit Analogien und anderen Ähnlichkeiten“.<sup>17)</sup> In den Strategien von Auswahl und Herstellung von neuen, überraschenden Beziehungen liegt laut Meder auch die politische Brisanz des Sprachspiels. Als Dekonstrukteur, so stellt Meder fest, mache es sich der Sprachspieler zur Aufgabe, „die Herrschaft der Zeichen, d.i. die Verfestigung der Korrelation von Macht und Freiheit, zu brechen“.<sup>18)</sup>

Als ‚Simulationsorte‘ zur Erprobung unterschiedlicher Optionen des Jüdisch-Seins in einer säkularen Welt deutete ich anderswo bezugnehmend auf Dieter Wellershoffs Aufsatz ›Fiktion und Praxis‹ Rabinovicis autobiographische Texte.<sup>19)</sup> Hier möchte ich mich auf das kreative Potential von Rabinovicis sprachlichem

<sup>13)</sup> Wittgenstein beschrieb das Sprachspiel im ersten Teil seiner ›Philosophischen Untersuchungen‹ (1945). Zum Merkmal der Regelhaftigkeit des Sprachspiels siehe Absatz 54 und zum Sprachspiel als ‚Lebensform‘ siehe Absatz 23 (LUDWIG WITTGENSTEIN, *Tractatus logico-philosophicus* (= Werkausgabe, Bd. 1: *Tractatus logico-philosophicus*, Tagebücher 1914–1916); – sowie DERS., *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt/M. 1984, S. 270 und S. 250. – Zu Wittgensteins ‚Sprachspiel‘ siehe WOLFGANG STEGMÜLLER, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung*, Bd. 1, Stuttgart 1978, S. 589–600; – zur Theorie des Spiels, vgl. auch JOHAN HUIZINGA, *Homo Ludens*, London 1970, bes. S. 19–46.

<sup>14)</sup> NORBERT MEDER, *Der Sprachspieler. Der postmoderne Mensch oder das Bildungsideal im Zeitalter der neuen Technologien* (= *Schriften zur wissenschaftlichen Pädagogik 2*), Würzburg 2004, S. 264.

<sup>15)</sup> Ebenda, S. 17.

<sup>16)</sup> Ebenda, S. 42.

<sup>17)</sup> Ebenda, S. 60.

<sup>18)</sup> Ebenda, S. 264.

<sup>19)</sup> Siehe REITER, *Contemporary Jewish Writing* (zit. Anm. 3). Meders systemtheoretisches Konzept von Simulation als einer Konstruktion, die „durch Variation definierter Parameter im Modell Ereignisse [erzeugt], die unter den Bedingungen jeweils so festgelegter Parameter eintreten würden“ (MEDER, *Sprachspieler*, zit. Anm. 14, S. 59) ist weit genug, um auch Wellershoffs Verständnis von Simulation zu umfassen.

Widerstand in exemplarischen Sprechakten, die Wittgenstein als „Grenzfälle von Minimal Sprachspielen“ bezeichnete, konzentrieren.<sup>20)</sup> In solchen „Minimal Sprachspielen“ lotet Rabinovici mithilfe von Analogien und Ähnlichkeiten die Tragfähigkeit seiner Adoptivsprache aus. Er modelliert sich sein poetisches Idiom auch als Instrument zur Sprachkritik, mit der er gleichzeitig eine Kritik der Gesellschaft vornimmt. Dass er dabei seine „Fremdheit“ gegenüber dem Deutschen bewusst einsetzt, beweist die folgende Behauptung: „Wo andere manch Wortspiel meiden wie ein Inzesttabu, fühle ich einen Reiz des Exotischen“ (CC 49). Die kritische Distanz zu seinem Werkzeug erlaubt es Rabinovici, die möglichen Inhalte von Begriffen auszuloten. Sein kreativer Umgang mit Sprache, vermutete er einmal, liege daran, dass er „einen eigenen Zugang, einen nicht durch die Eltern schon durchprobierenen Zugang zur deutschen Sprache hatte.“<sup>21)</sup> Obwohl er im selben Interview behauptet, dass das Spiel mit „manieristischen Metaphern“ ihn [nur] vorübergehend fasziniert habe, sind die Nachwirkungen dieser Faszination noch in seinen jüngsten Werken zu spüren. Wie der aus dem Kongo stammende schwarze Österreicher Patrique Mutabo in ›Ohnehin‹, „kostet“ auch Rabinovici immer noch „aus, was die verschiedenen Worte bedeuten, was in ihnen mit[klingt]“ (O 158).<sup>22)</sup>

Es ist Rabinovici intellektueller Zugang zur Sprache, der ihn einzelne Wörter auf den in ihnen verborgenen Sinn und ihren Gebrauch auf die Gesinnung des Sprechers abklopfen lässt. Wesentliche Voraussetzung für sein Spielen mit dem Deutschen sind sein Gefühl für Rhythmus und Musikalität der Sprache sowie für die Logik des Deutschen. In gewissem Sinne hat er ein mathematisches Verhältnis zu seiner Schreibsprache. „Erzählen“, bemerkt er einmal, hänge mit „Zählen“ zusammen (CC 63). Die Praxis des Aufzählens zeigt sich in den Begriffsreihen, die Rabinovici Stil prägen. Das folgende Beispiel aus ›Andernorts‹ demonstriert, dass die Reihung von Begriffen keineswegs nur ornamentalen Charakter hat. Über den Protagonisten Ethan heißt es:

Er lebt vom Wechsel der Identitäten. [...] Kulturbrüche. Das ist doch sein Metier. Das ist seine Domäne. Es ist geradezu seine Spezialität, von einem Zusammenhang in den anderen zu springen. [...] Die wechselseitige Übersetzung von Ideen und Thesen, das ist sein Thema. Von ihm heißt es doch, daß er immer präsent hat, was hier und da und dort gedacht und formuliert wurde. (A 42)

Diese Mutmaßungen Noas, einer der Hauptfiguren im Roman, dienen dazu, die emotionale Verwirrung zu signalisieren, mit der sie Ethan, den sie auf dem Flug von Wien nach Tel Aviv kurz zuvor kennengelernt hatte, auf einer Party

<sup>20)</sup> STEGMÜLLER, Hauptströmungen (zit. Anm. 13), S. 589.

<sup>21)</sup> FRANZISKA WERNERS und MARKUS GICK, Sie sollten es merken: Interview mit Doron Rabinovici, Beer Sheva, August 2003. Zitiert nach: <<http://www.hagalil.com/archiv/2003/10/rabinovici.htm>> [13.6.2016].

<sup>22)</sup> DORON RABINOVICI, Ohnehin. Roman, Frankfurt/M. 2004. (Seitenverweise auf diesen Band im Fließtext mit der Sigle ‚O‘.)

wiedererkennt. Darüber hinaus ist aber von Bedeutung, welche Begriffe in dieser Figurenrede gereiht werden. Der Erzähler lässt Noa in drei Anläufen scheinbar dasselbe ausdrücken. Als traue er der deutschen Sprache nicht, greift er dabei zu Fremdwörtern aus dem Französischen („Metier“ und „Domäne“) und aus dem Italienischen („Spezialität“). Die fremdsprachigen Wurzeln fallen im einzelnen Begriff zwar kaum mehr auf, hier aber häufen sie sich in der Aufzählung von Wörtern mit vergleichbarer Bedeutung. Die Bevorzugung der Fremdsprache, insbesondere des Französischen, in Noas Kritik an Ethan gemahnt an den Wiener Jargon, mit dem Rabinovici seine Figuren gern ausstattet. Die drei Begriffe konvergieren in der Bedeutung ‚Eigenart‘, öffnen das Bild von Ethan, das dem Leser angeboten wird, aber in unterschiedliche Richtungen.<sup>23)</sup> Während „Metier“ mit der Bedeutung von ‚Handwerk‘, ‚Gewerbe‘ und ‚Geschäft‘ Tätigkeit denotiert, schwingt in „Domäne“ als Herrschaftsgebiet, Arbeits- und Wissensgebiet die Vorstellung von Örtlichkeit mit. „Spezialität“ als „Gebiet, auf dem die besonderen Fähigkeiten oder Interessen eines Menschen liegen“ scheint die Bedeutung der beiden anderen Begriffe zu vereinen, konnotiert aber, wie seine Wurzel anzeigt, das lateinische „specere“, auch den Blickwinkel dessen, dem die „Spezialität“ zugeschrieben wird. Auf je andere Weise identifizieren diese drei Begriffe Ethans besonderes Verhältnis zur Welt. Während jeder einzelne von ihnen ‚Singularität‘ ausdrückt, verweisen sie miteinander gerade auf das Gegenteil: Ethans Ausbrechen aus dem singulären Gebiet, sein Überschreiten von kulturellen Grenzen durch Übersetzung und von geographischen Grenzen des „hier und da und dort“ durch gedankliche Synopse.

### *Minimalsprachspiele in Rabinovicis Werk*

Die Nuancen der Sprache deckt Rabinovici in vielfältigen Ähnlichkeiten und Beziehungen zwischen den Wörtern auf; in Alliterationen, Begriffspaaren und Reihungen, in der Doppeldeutigkeit von Redewendungen genauso wie in deren dialektischer Umkehrung und in Paradoxien. Es ist nicht zuletzt die „Familienähnlichkeit“<sup>24)</sup> unter seinen sprachlichen Strategien, die seinem Werk über die unterschiedlichen Genres hinweg eine gewisse Einheitlichkeit verleiht.

Begriffspaare verwendet Rabinovici in seinen Romanen mitunter zum Zweck der pathetischen Steigerung. In ›Andernorts‹ wird der österreichisch-israelische Sozialwissenschaftler Ethan Rosen etwa folgendermaßen vorgestellt: „Er betreibe Importgeschäfte mit akademischen Ideen. Er profitiere davon, zwischen den Kontinenten und Kontinuitäten, zwischen Regionen und Religionen umherzugeistern“ (A 11).

<sup>23)</sup> Die Begriffsbedeutungen, die der folgenden Diskussion zugrundeliegen, stammen aus dem Duden Fremdwörterbuch 3. völlig neu bearb. und erw. Aufl., bearb. von WOLFGANG MÜLLER unter Mitwirkung der Dudenredaktion (= Der Große Duden; Bd. 5), Mannheim, Wien, Zürich 1974.

<sup>24)</sup> Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, zit Anm.13, Absatz 67.

Rosen, die Hauptfigur des Romans, ist als Sohn von Überlebenden geprägt durch die Entwurzelung seiner Eltern und verkörpert viele Gegensätze. In Israel geboren, wo seine Familie noch ansässig ist, hat er seinen Lebensmittelpunkt als Erwachsener in Österreich. Als Jude wohnt er in einem katholisch geprägten Land, aber mit seiner säkularen Ausrichtung ist er auch der Antagonist des orthodoxen Juden, den er verachtet und gleichzeitig als exotisches Studienobjekt wahrnimmt. Dem Übertrittswunsch seines nicht-jüdischen Kollegen Rudi Klausinger begegnet er allerdings mit der Ironie des Zugehörigen: „Wie verlockend, ein Opfer sein zu dürfen, ohne je gelitten zu haben“ (A 193). Ethan, über den es heißt, er sei ein „Mischmasch aus Tel Aviv und eine Melange aus Wien“ (A 50), besitzt, was er erst zufällig als Erwachsener erfährt, zwei Väter. Die Zeugungsunfähigkeit seines Ziehvaters als Folge der Konzentrationslagerhaft konfrontiert den Sohn unmittelbar mit dem Schicksal der Überlebenden. Wegen der Zerrissenheit von Ethans Identität stellt ›Andernorts‹, worauf auch der Titel des Romans bereits hinzuweisen scheint, eine besonders reiche Fundgrube für Begriffspaare dar, die einen Gegensatz ausdrücken. So steht etwa die Heimat gegen die Fremde („Heimat ist, wo einem fremder zumute ist als an jedem anderen Ort“ A 247) oder der Soziologe gegen den Rabbiner („Dort wo Soziologen keine Antwort fanden, wurden die Rabbiner zu Experten“ A 259).

Ein guter Ansatzpunkt für die Überlegungen zu Rabinovics sprachlicher Technik ist sein Aufsatz ›Credo und Credit‹ (CC 67–80). Bereits der Titel suggeriert eine überraschende Verbindung zwischen zwei scheinbar unvereinbaren Bedeutungssphären, jene von Glaubensdingen und Geld. Gleichzeitig signalisiert die Wahl der nicht mehr gebräuchlichen Schreibweise von „Kredit“ die etymologische Verwandtschaft zwischen den beiden Begriffen. Mithilfe einer Symphonie von virtuos alliterierenden Ausdrücken, die zu den Wortfamilien „Religion“ und „Geschäft“ gehören, bezieht der erste Absatz diese Verwandtschaft auf das historisch gewachsene Verhältnis zwischen Juden und Christen:

Am Anfang war der Jude und der Jude war bei Gott, war bei Gott nicht bereit, an die Passion Christi zu glauben. [...] Die Christen hatte er mit Credo und Credit zu versorgen. Er sollte dem Abendlande Wahrheit und Währung leihen. Er war der Gläubiger und der Gläubigere im Sinne des alten Bundes. Er hütete nicht bloß das Geld, sondern ebenso die Gebote des einen, allmächtigen Gottes. Das Volk des Buches mußte jenes der Buchhaltung sein. Der Jude sollte auf das ursprünglich Verbuchte verweisen und sagen: „Es steht geschrieben!“ Er erinnerte die Christen an die Rückstände aus den frühesten Schriftrollen und an die Verbindlichkeiten jüngster Abmachungen. Er gemahnte an Schuld und Schulden, an den Ursprung Gottes und des Geldes. Der Okzident brauchte den Juden. (CC 67)

Bereits die Abwandlung des berühmten ersten Satzes des Johannesevangeliums: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott“, und die überraschende adverbiale Bedeutung, mit der „bei Gott“ – im Sinne von „durchaus“, „beileibe“ oder „bestimmt“ – das zweite Mal verwendet wird, zeigen, wie Rabi-

novicis Sprachspiele funktionieren. Das Textzitat, das mithilfe des Austauschs einzelner Wörter einen neuen Sinn erhält, ohne dass dieser den ursprünglichen gänzlich überlagerte, öffnet sich durch die Wiederholung des Präpositionalobjektes als adverbiale Bestimmung auf einen neuen Horizont. Rhythmik und Musikalität der Textstelle entfalten sich durch Wortpaare mit gleichen Anlauten und vokalem Gleichklang, wie in „Wahrheit und Währung“; „Geld“, „Gebote“, „Gott“; ebenso durch die Gegenüberstellung ähnlich lautender Begriffe wie „der Gläubiger“ und der Komparativform „der Gläubigere“. Letzteres Beispiel konstruiert eine quasi-Homophonie, welche die Verbindung zwischen Geld und Gott noch zwingender erscheinen lässt. Seinen Höhepunkt erreicht der zitierte Absatz in der Konfrontation von „Volk des Buches“ mit „Buchhaltung“. In der Einführung von Schrift und Rechnung, von „Verbuchung“ und „Geschriebenem“ verweist der Text auf das Verhältnis zwischen Juden und Christen als eines, das auf Schuld und Schulden gründet.

Die Kontrafaktur des Johannesevangeliums, mit der Rabinovicis Essay beginnt, unterstreicht hier übrigens nicht nur den intendierten Blickwinkel auf die Geschichte des Antisemitismus. Das vierte Evangelium galt bekanntlich wegen des Verses 8,44, in dem vom Teufel als dem Vater der Juden die Rede ist, bis in jüngste Zeit als anti-jüdisch. Erst die neuere theologische Exegese bemüht sich um eine differenziertere Sicht, etwa mit dem Hinweis darauf, dass es sich bei Johannes und seiner Gemeinde ebenfalls um Juden gehandelt habe. Die Worte des Evangelisten würden also auf einen innerjüdischen Konflikt verweisen und es sei deshalb unzulässig, diesen Vers als anti-jüdisch zu lesen.<sup>25)</sup> Rabinovici scheint bei seinen Lesern aber sehr wohl mit der Kenntnis des antisemitischen Untertons des Johannesevangeliums zu rechnen, von dem beispielsweise auch der bekannte jüdische Publizist Micha Brumlik ausgeht.<sup>26)</sup> Dies beweist der Umstand, dass „Am Anfang war der Jude“ leitmotivisch noch zwei weitere Male im Text aufgerufen wird (CC 75, 80). Das zweite Mal, am Schluss, stellt Rabinovici mit der Abwandlung von Johannes 1,14 zu: „Am Anfang war der Jude, und der Jude war bei Gott, und der Jude ist Geld geworden“ unmissverständlich fest, dass er den Neid der Christen gegenüber den ‚reichen Juden‘ für die tiefere Wurzel des Antisemitismus hält.

Rabinovici mag gefühlt haben, dass die Zusammenhänge, die er über die Lautgestalt einzelner Wörter zwischen sehr unterschiedlichen semantischen Feldern herstellt, konstruiert erscheinen können. Im selben Aufsatz erklärt er daher seinen Zugang zu seiner Adoptivsprache mit folgenden Worten:

<sup>25)</sup> Siehe z. B. MARIA NEUBRAND, Das Johannesevangelium und „die Juden“. Antijudaismus im vierten Evangelium?, in: *Theologie und Glaube* 99 (2009), S. 205–217.

<sup>26)</sup> MICHA BRUMLIK, Johannes: Das judenfeindliche Evangelium, in: DIETRICH NEUHAUS (Hrsg.), *Teufelskinder oder Heilsbringer – die Juden im Johannes-Evangelium*, Frankfurt/M., Haag und Herchen 1990, S. 6–21. Maria Neubrand erwähnt diesen Aufsatz kritisch. Siehe NEUBRAND, *Johannesevangelium* (zit. Anm. 25), S. 211.

Die Sprache, die deutsche, der ich verschrieben bin, legt mir eine Perspektive nahe, in der die ökonomischen und religiösen Rollen des Juden zur Deckung kommen. Ich möchte vorschlagen, die Wörter auszuhorchen. Sie bieten uns eine Möglichkeit, die weniger als eine Hypothese ist und vielleicht mehr als ein Wortspiel. Hinter den Ausdrücken verbirgt sich ein Weltbild, das zwischen wirtschaftlicher und geistiger Ordnung nicht unterscheiden kann, aber zugleich diese mangelnde Differenzierung just dem Juden vorwirft und behauptet, jener schlage aus der Moral bloß Profit und mache den Profit zu seiner einzigen Moral. (CC 67)

Was Rabinovici mit „Aushorchen der Wörter“ beschreibt und im gleichen Aufsatz auch vorführt, gemahnt an die Suche nach einem geheimen Sinn, der sich hinter einer Kombination von Buchstaben befindet. Diese Facette des Herstellens von Zusammenhängen, die von ferne an kabbalistisches Sprechen erinnern mag,<sup>27)</sup> birgt durchaus die Gefahr eines Abgleitens in das mythische Sprechen. Wittgenstein scheint das erkannt zu haben, wenn er davor warnt, der „Verführung zu falschen Bildern“ durch die Alltagssprache zu erliegen, und sie damit erklärt, dass „[d]ie Oberflächengrammatik [...] uns häufig eine Betrachtungsweise nahe[lege], die Unterschiede nivelliert, Scheinprobleme und Widersprüche erzeugt oder fehlerhafte, weil zu unhaltbaren Konsequenzen führende Analogien hervorruft.“<sup>28)</sup> Was Wittgenstein am Philosophieren seiner Zeitgenossen als „essentialistische Neigung“<sup>29)</sup> kritisiert, ließe sich im übertragenen Sinn auch gegen Rabinovici und das dekonstruktivistische Denken vorbringen, dem er in Formulierungen wie den zitierten augenscheinlich verpflichtet ist. Dass diese Neigung zum essentialistischen Sprechen eine Sogwirkung hat, der sich auch ihre Kritiker nicht vollständig entziehen können, bezeugt Jean Améry, der mit seiner Kritik am „Jargon der Dialektik“ in den frühen siebziger Jahren gegen die postmodernen Denker zu Felde zog.<sup>30)</sup> Er glaubte in der Dialektik ein „bloßes Stilmittel“ zu sehen, eine „Allüre des Denkens“, die von des Dialektikers „Furcht vor der Banalität“ zeuge.<sup>31)</sup> Darüber hinaus sei dialektisches Sprechen auch leicht nachahmbar. Selbstkritisch bekennt er, ihm ebenfalls schon erlegen zu sein.<sup>32)</sup> Amérys wortgewaltige und zornige Essays über Auschwitz, die Tortur und über „Zwang und Unmöglichkeit Jude zu

<sup>27)</sup> In dem Sinne wie Walter Benjamin die Magie der Sprache mit kabbalistischen Ideen in Zusammenhang brachte. Siehe WALTER BENJAMIN, *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen*, in: DERS., *Gesammelte Schriften*, Bd. II-1, Frankfurt/M. 1991, S. 140–157.

<sup>28)</sup> STEGMÜLLER, *Hauptströmungen* (zit. Anm. 13), S. 609.

<sup>29)</sup> Ebenda, S. 610.

<sup>30)</sup> JEAN AMÉRY, *Jargon der Dialektik*, in: DERS., *Widersprüche*, Stuttgart 1971, S. 53–78.

<sup>31)</sup> Amérys Kritik an der Dialektik gründet in einer enttäuschten Liebe zur französischen Philosophie. In ihrer Améry Biographie hat Irene Heidelberger-Leonard beschrieben, wie Améry sein „Denken nach Auschwitz“ unter dem Einfluss Sartres entwirft, sich schließlich aber von diesem abwendet und zur Sprachskepsis seines Frühwerks zurückkehrt. IRENE HEIDELBERGER-LEONARD, *Revolte in der Resignation. Biographie*, Stuttgart 2005.

<sup>32)</sup> AMÉRY, *Jargon* (zit. Anm. 30), S. 60, Anm. 2.

sein<sup>33</sup>), haben die nach der Shoah geborenen jüdischen Intellektuellen in Österreich maßgeblich geprägt, und es ist anzunehmen, dass Rabinovici mit Amérys Sprachkritik vertraut ist.<sup>34</sup>)

Während Améry aber das dialektische Sprechen dem Bereich des Ästhetischen zuschreibt, intendiert Rabinovici mit der sprachlichen Dialektik, nicht zuletzt im Sinne von Brechts marxistischer Dialektik, durchaus einen Erkenntnisgewinn. Sehen wir uns den ersten Absatz seines Essays ›Das Verbot der Bilder‹ an:

Läßt sich ein Bild machen von all dem, wovon sich keiner ein Bild machen kann? Wird, wo alles bloß Verbildung ist, nicht jeglicher Begriff überblendet? Hinter solchen Fragen lauert eine einfache Erkenntnis, ähnlich jener, daß das Dunkelste nicht beleuchtet werden kann, ohne es seines Wesens – eben der Finsternis – zu berauben. Auch die Finsternis nur widerzuspiegeln ist kein Ausweg, sondern ein zwielichtiges Schattenspiel. Nichts erhellt sich. (CC 81)

Dieser Essay verhandelt die cinematographische Repräsentation der Shoah. Die scheinbar dialektische Tautologie des Fragesatzes, mit dem der Essay öffnet, führt mitten ins Thema und platziert es gleichzeitig im Kontext des mosaischen Bilderverbots. Mit dem der Filmtechnik entlehnten Begriff der durch die Doppelbelichtung erzeugten Überblendung evoziert Rabinovici darüber hinaus die Kritik am Holocaust Film, ohne diesen vorderhand explizit zu erwähnen. Mit Begriffen wie „Dunkel“ und „Schatten“, die als Metaphern auch dem Diskurs über die Shoah angehören, verweist er auf den (analogen) Film, der mithilfe von Belichtung das Dunkel auf Zelluloid bannt, dabei aber höchstens dessen Schatten trifft. „Nichts erhellt sich“<sup>35</sup>), behauptet Rabinovici als Resultat seines gedanklichen Experiments; gleichzeitig stellt er damit jedweden Erkenntnisgewinn außerhalb dieser Überlegungen in Abrede. Das Beispiel veranschaulicht, wie Rabinovici Begriffe, wie „Finsternis“, in Metaphern, und Metaphern, wie „das Dunkelste“, in Begriffe umwandelt. Mithilfe der sprachspielerisch sichtbar gemachten Verflechtung von unterschiedlichen Bedeutungssphären problematisiert er hier die sogenannte deutsch-jüdische Symbiose.<sup>36</sup>)

<sup>33</sup>) JEAN AMÉRY, Über Zwang und Unmöglichkeit Jude zu sein, in: DERS., Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Stuttgart 1980, S. 130–156.

<sup>34</sup>) Das Bekenntnis zu Amérys Essays manifestiert sich nicht zuletzt in dem nach ihm benannten Preis, 2000 von Robert Menasse neu gestiftet und 2002 Rabinovici verliehen. <[https://www.klett-cotta.de/verlag?subsubnavi\\_verlag=11647](https://www.klett-cotta.de/verlag?subsubnavi_verlag=11647)> [1.6.2016]. Siehe dazu auch REITER, Jewish Writing (zit. Anm. 3).

<sup>35</sup>) In einem Essay mit dem Titel ›Spiegel der Finsternis‹ kritisiert Rabinovici Rachel White-reads Wiener Holocaust Denkmal und dessen Entstehung (CC 96–104).

<sup>36</sup>) Dieser Begriff geht bekanntlich auf GERSHOM SCHOLEM zurück (Judaica 2, Frankfurt/M. 1970, S. 7–12). Kritisch bezog sich Dan Diner darauf mit seinem Hinweis auf die „negative Symbiose“, die er in der Beziehung zwischen Juden und Deutschen nach Auschwitz erkennt (DAN DINER, Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz, in: MICHA BRUMLIK (Hrsg.), Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945, Frankfurt/M. 1986, S. 243–258. –

Bezeichnend für die intellektuelle Leistung, die Rabinovicis Analogien und Ähnlichkeiten den Lesern abverlangen, ist seine Erklärung des Begriffs der Überblendung, die, um im Bild zu bleiben, Licht auf seine Technik wirft. Er wolle damit den Effekt der Bilder des niederländischen Graphikers M.C. Escher, „in denen zwei Ansichten einander überschneiden“ (CC 67), mit sprachlichen Mitteln imitieren. Wie ich mich bemühte, in meiner Analyse von ›Credo und Credit‹ zu zeigen, geht es ihm bei dieser Überblendung durchaus um Erkenntnisgewinn. Seine Einsicht in Eschers irritierende Kunst sensibilisiert ihn dafür, ‚Überblendungen‘ und changierende Mehrdeutigkeit auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen auszumachen. Das zeigt das folgende Bild in ›Ohnehin‹, das die ökonomische Welt des Naschmarktes beschreibt als schillernd

im Zwielflicht des Geschäfts. Wer hierherkam, befand sich nicht auf festem Boden. Es war, als flimmere jedes Gespräch im Widerschein der unterirdischen Wellen, als schwanke jede Floskel mit den Gezeiten des Wassers und dem Wert der Ware. (O 175)

Dieses Beispiel veranschaulicht, wie Rabinovicis die Alliteration einsetzt, um mit dem Changieren zwischen den Bedeutungsebenen den Eindruck der Verflüssigung der ökonomischen Beziehungen zu verbildlichen. Die gleichklingenden Anlaute von „Wasser“, „Wert“ und „Ware“ führen semantische Bereiche zusammen, die sich nicht nur gegenseitig erhellen, sondern in dieser Engführung auch auf die besondere Atmosphäre des Naschmarktes verweisen. Mithilfe der Sprache bekräftigt Rabinovicis das Zusammenspiel und die Überschneidung der Kulturen auf dem Naschmarkt, die dieser Roman so anschaulich vorführt.

### *Sprachlicher Widerstand als politisches Engagement*

Bei einigen der zitierten Beispiele ist bereits aufgefallen, dass Rabinovicis Spiel mit der Sprache auch komische Effekte erzeugt. Er weiß, dass Sinn für Humor landläufig als eine jüdische Charaktereigenschaft gilt, die sich nicht zuletzt im jüdischen Witz äußert: „der Witz“, schreibt er im Aufsatz ›Hundertundsiebzehn. Oder Eine kurze Anleitung zum jüdischen Witz‹, „ist der Widerstand gegen den Hohn, weil er der Erniedrigung zuvorkommt, indem er dem Zynismus mit Ironie begegnet“ (CC 61). Die Einsicht in den Zusammenhang zwischen Witz und Widerstand teilt Rabinovicis mit dem russischen Semiotiker Michail Bachtin, der bekanntlich darauf hingewiesen hat, dass das „Lachen des Volkes [...] das Moment des Sieges über jede Gewalt, über die irdischen Herrscher, über die Mächtigen der Erde, über alles, was knechtet und begrenzt“ einschließe.<sup>37</sup>) In diesem Sinne ist zum Beispiel der

Siehe auch MANFRED VOIGTS, Die deutsch-jüdische Symbiose. Zwischen deutschem Sonderweg und Idee Europa (= *Conditio Judaica* 58), Tübingen 2006.

<sup>37</sup>) MICHAEL BACHTIN, Grundzüge der Lachkultur, in: DERS., Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur, Frankfurt/M. 1990, S. 32–46, hier: S. 37.

Humor des Wiener Magazins ›NU‹ zu verstehen, das eine (widerständige) säkulare jüdische Identität in Österreich propagiert, die aus der Lachkultur des Jiddischen schöpft.<sup>38)</sup> Über mehrere Ausgaben enthielt *NU* eine Glosse mit dem Titel ›Mammeloschn‹, die das Jiddische als ethnisches Merkmal auf launige Art erklärte. In Eva Menasses Roman ›Vienna‹ dient der sogenannte Jargon ebenfalls zur jüdischen Identifikation, etwa des Großvaters der Erzählerin.<sup>39)</sup> In der folgenden Episode aus Rabinovicis Roman ›Ohnehin‹ trifft das Jiddische auf das Deutsche. Mithilfe der humoristisch genutzten Diskrepanz zwischen den beiden Sprachen thematisiert Rabinovici die Shoah.

Der komische Effekt entsteht in dieser Episode durch einen sprachlichen Antagonismus, der auf ein eigentlich gar nicht komisches Thema verweist: die Unvereinbarkeit von Erinnerung an die Shoah bei Opfern und Tätern. Zur Quelle von Humor wird die Gegenüberstellung des Deutschen und des Jiddischen bzw. des Vortrags eines scheinbar weltabgewandten Orthodoxen und seiner politisch korrekt agierenden Übersetzerin. Der komische Effekt entspringt nicht so sehr dem Verhalten dieses Juden,<sup>40)</sup> als dem Gegensatz zwischen dem, was er sagt, und der Erwartungshaltung seines überwiegend nicht-jüdischen Publikums. Bei einem Symposium über Antisemitismus hält ein ultra-orthodoxer Rabbiner, ein Überlebender des Warschauer Ghettos, eine Ansprache über die jüdischen Ghetto-Kämpfer. Da er Jiddisch spricht, wird eine „Studentin der Judaistik“ mit der Übersetzung betraut. Aus der Perspektive des Rabbiners waren die Aufständischen keine Helden, weil sie als Zionisten gegen die Anweisungen der orthodoxen Ghettoführer verstoßen hätten. Zur Bekräftigung seines Standpunktes bedient sich der Rabbiner der im Jiddischen dafür vorgesehenen doppelten Verneinung. Die Übersetzerin, erschrocken über die anscheinend ‚blasphemischen‘ Ansichten, tilgt bei der Übertragung ins Deutsche alle Verneinungen und bestätigt so das vom Großteil des Publikums erwartete Heldentum der jugendlichen Partisanen. Im Gegensatz zum Jiddischen gilt in der deutschen Sprache zwar die doppelte Verneinung als positive Aussage, aber durch ihre bewusste Missachtung dieses grammatischen Unterschieds verwischt die Übersetzerin einen Blick auf die Shoah, der Juden von nicht-Juden trennt.<sup>41)</sup> Diesen doppelten Blick auf die Shoah, der, wie Rabinovici anderswo pointiert formuliert, die gemeinsame Geschichte von Juden und Österreichern wie mit einem „Stacheldraht“ trenne (CC 137), schwächt der

<sup>38)</sup> Siehe dazu ausführlich REITER, *Jewish Writing* (zit. Anm. 3), S. 75–82.

<sup>39)</sup> EVA MENASSE, *Vienna. Roman*, Köln 2005. – Siehe dazu auch REITER, *Jewish Writing* (zit. Anm. 3), S. 126f.

<sup>40)</sup> In ›Andernorts‹ wird Rabinovici die Komik einer kompletten Nebenhandlung an die Figur eines orthodoxen Rabbiners knüpfen.

<sup>41)</sup> Die Unvereinbarkeit der Erinnerung an die Shoah von Juden und Deutschen wurde bereits 1988 im Zuge des ‚Historikerstreites‘ offenbar. Siehe MARTIN BROSZAT und SAUL FRIEDLÄNDER, Um die „Historisierung des Nationalsozialismus“. Ein Briefwechsel, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 36/2 (April 1988), S. 339–372.

Roman humorvoll ab. Einmal gelingt das dadurch, dass der Rabbiner anscheinend genug Deutsch versteht, um die Missrepräsentation seines Vortrags zu erkennen. Komisch wirkt außerdem die Reaktion derjenigen im Publikum,

die nicht zur einen und nicht zur anderen Gruppe ganz gehörten [und] bemerkten, wie die zwei Versionen des Vortrages, jiddisches Original und deutsche Kopie, sich verzweigten, [sie] vernahmen die Dissonanz, ein Knirschen, als drohe ein Zug aus den Schienen zu springen, weil die Geleise mit einemal auseinanderliefen. (O 98f.)

Die Situationskomik schuldet sich der Aufregung in dieser kleinen, mit dem stereoskopischen Blick ausgestatteten Gruppe von Dazwischenstehenden darüber, ob man gegen die irreführende Übersetzung protestieren und damit den Aufruhr unter den mehrheitlich nicht-jüdischen Zuhörern riskieren sollte. Darüber hinaus sorgen sich erstere um das negative Bild, das der Streit unter Juden im nicht-jüdischen Publikum erzeugen würde: „Sie waren herbeigekommen, um ihre Gesinnung gegen den Judenhaß zu bekunden, und was mußten sie nun mit ansehen, Judenhaß im eigentlichen Sinne des Wortes“ (O 100). Wenn der Erzähler den Blick von der Erinnerung an die Shoah weg und auf den Meinungsunterschied zwischen den Nachgeborenen lenkt, dann versucht er möglicherweise das ‚Wagnis‘ zu mildern, das, wie sich Rabinovici durchaus bewusst ist, das humorvolle Sprechen über den Massenmord immer noch darstellt.<sup>42)</sup> Außerdem verlagert er mit der sprachkritischen Gegenüberstellung der zwei Bedeutungen von „Judenhaß“ – einmal adversativ (Hass gegen die Juden) und das zweite Mal possessiv (Hass der Juden) –, die im Grunde eine Kritik an diesem Begriff als solchem darstellt, das Augenmerk auf die nicht-jüdische Mehrheit der Zuhörer. Wie diese kleine Szene veranschaulicht, lassen sich die Beziehungen, die Rabinovici hier zwischen Sprachen wie zwischen Begriffen aufzeigt, auch in politischer Hinsicht verstehen, als die Gegensätze zwischen Erinnerungshaltungen und zwischen Anti- und Philo-semitismus.

In meinen bisherigen Ausführungen habe ich versucht zu zeigen, wie Rabinovici auf sprachspielerische Weise überraschende Zusammenhänge herstellt, die neue Einsichten erlauben. Im Folgenden möchte ich abschließend anhand einiger Beispiele demonstrieren, wie Rabinovici diese sprachlichen Strategien auch im politischen Diskurs einsetzt. Die Schlagkraft seines Plädoyers für Toleranz etwa, mit dem er sich im November 2015 für die Verleihung des Ehrenpreises für Toleranz bedankt, beruht wesentlich auf den virtuos hergestellten Beziehungen und Querverbindungen zu Literatur und Geschichte, mit denen er sich gegen die rechtslastige Politik in Österreich wendet. Als Jude verbittet er sich den „toleranten Rassismus“ der Rechten und die Warnung vor muslimischem Antisemitismus:

<sup>42)</sup> RABINOVICI, Angeln (zit. Anm. 9), S. 67.

jene[s] Rechtsextremist[en] [...], der selbst vor nicht so langer Zeit eine einschlägige Karikatur – einen Bankerjuden mit Hakennase und Judensternen als Manschettenknöpfe – veröffentlichte. Plötzlich tut er so, als sei er Nathan, der Weise höchstpersönlich, dabei ist er nur der Weiße, der statt von Natur und Rasse nun von Kultur und Abendland spricht.<sup>43)</sup>

H. C. Strache, dessen Name in Rabinovicis Rede nicht fällt, erscheint als der krasseste Gegensatz zu Lessings bekanntester Figur, vor der sich Rabinovici gleich zu Beginn seiner Rede verbeugt. Nathan, so behauptet er, muss „unmenschlich gut [...] sein, um nicht der Unmensch schlechthin zu werden.“

Seit Jörg Haider, wenige Monate nach der Wahl Kurt Waldheims, mit der Übernahme der Freiheitlichen Partei seinen Aufstieg in der österreichischen Bundespolitik begann, engagiert sich Rabinovici gegen den rassistischen Populismus dieser Partei<sup>44)</sup> und gegen Antisemitismus im Besonderen. Der Kritik am dualistischen Weltbild der Freiheitlichen kommt Rabinovicis Fähigkeit entgegen, Analogien zu erkennen, wo andere nur Disparates sehen.

Wie in dem bereits erwähnten ›Credo und Credit‹, signalisiert er bedenkenswerte Beziehungen oft bereits mit der Titelwahl. Dies ist auch der Fall beim Essay ›Tracht und Zwietracht‹, der im selben Band wie ›Credo und Credit‹ erschien und in dem das Verhältnis zwischen Juden und Österreichern anhand eigener Erfahrung erklärt wird. Beide Aufsätze entstanden um die Jahrtausendwende<sup>45)</sup> als Reaktion auf die damaligen politischen Ereignisse in Österreich. Nach der Nationalratswahl vom 3. Oktober 1999, die der Freiheitlichen Partei nach einem explizit fremdenfeindlichen Wahlkampf einen Stimmenanteil von 27 Prozent bescherte, kam es nicht zuletzt durch das Engagement des Republikanischen Clubs bis in das Frühjahr 2000 zu mehreren Großdemonstrationen gegen eine Regierungsbeteiligung von Jörg Haiders Partei. Bei der Organisation des zivilen Widerstands spielte Rabinovici eine maßgebliche Rolle.<sup>46)</sup> Die Formulierung der Titel für die beiden Aufsätze kann man in diesem Kontext durchaus als programmatisch verstehen. Wie bei ›Credo und Credit‹ nützt Rabinovici die (verschüttete?) morphologische Entsprechung zwischen „Tracht“ und „Zwietracht“, um seine Gedanken zu entwickeln. In letzterem scheint aber die Gegenüberstellung konstruierter. Was der im ›Ethymologischen Wörterbuch‹ als „Verbalabstraktum von

<sup>43)</sup> DORON RABINOVICI, Ich respektiere tolerante Rassisten nicht, in: Der Standard (13. November 2015), zitiert nach der Standard online <<http://derstandard.at/2000025663491/Doron-RabinoviciIch-respektiere-tolerante-Rassisten-nicht>> [27.5.2016].

<sup>44)</sup> Rabinovici selbst hat sein Engagement gegen Waldheim und Haider im Aufsatz ›Aktion und Artikulation‹ beschrieben (LEHMANN/RABINOVICI/SUMMER, Nestbeschmutzung (zit. Anm. 10), S. 12–27).

<sup>45)</sup> Im Gegensatz zum Großteil der im selben Band publizierten Texte, werden diese beiden dort zum ersten Mal veröffentlicht.

<sup>46)</sup> Siehe den von ihm und dem Journalisten und Publizisten ROBERT MISIK herausgegebenen Band ›Republik der Courage. Wider die Verhaiderung‹ (Berlin 2000).

tragen<sup>47)</sup> bezeichnete Begriff „Tracht“ in Rabinovics Aufsatz meint, entspricht nämlich eher dem Begriff „Tradition“. Dabei verweist „Tracht“ durchaus auf den Mechanismus des Ausschlusses, wenn man bedenkt, dass österreichischen Juden nach dem ‚Anschluss‘ das Tragen von Tracht verboten war.<sup>48)</sup>

Der Text formuliert eine Kritik an der öffentlichen Erinnerung in Österreich. Anlass für Rabinovics Überlegungen bot eine Gedenkfeier in Salzburg im Jahr 2000, die an die ermordeten Opfer des Nationalsozialismus erinnern sollte und die von der Polizei als „nicht [...] volksgebräuchlich“ verboten wurde. Rabinovics zeigt, dass Tracht und der Traditionspflege dienende Rituale gleichzeitig Rituale des Ausschlusses darstellen: „Wir haben es nun amtlich, was und wer sich zur Folklore Österreichs zählen darf“ (CC 132) stellt er fest. Er jedenfalls dürfe das nicht: „in den Augen der heimischen Mehrheit [...] bin ich kein echter Österreicher“ (CC 136).<sup>49)</sup> Dies beweise ihm auch ein ums andere Mal das Interesse der Boulevardpresse an seinem exotisch klingenden Namen. Der den Freiheitlichen nahestehende Kulturpublizist Andreas Mölzer finde „Doron“ „romantisch“ und buchstabiere den Nachnamen suggestiv falsch als „Rabbi-novici“. „Wenn es um solch vici-ge Namen geht“, kommentiert Rabinovici bissig, „kommt rechte Freude auf.“ (CC 136) Die Reaktionen der deutschsprachigen Umwelt, die ihn aufgrund seines Namens entweder ‚automatisch‘ zum „Experten fürs Judentum“ mache<sup>50)</sup> oder zur Zielscheibe antisemitischer Ausfälle, verstärken sein Gefühl, für einen ‚Anderen‘ gehalten zu werden. Rabinovics stört allerdings nicht so sehr, dass ihm die nationale Teilnahme versagt wird, sondern seine Kritik im Essay ‚Tracht und Zwietracht‘ richtet sich gegen die völkische Grundierung Österreichs, die es ermöglicht, dass an der Jahrtausendschwelle mit Antisemitismus und Rassismus wieder Politik gemacht werden kann. Im Essay wie auch in der öffentlichen Rede verweist Rabinovics auf Ähnlichkeiten und Analogien zwischen Begriffen aus unterschiedlichen semantischen Bereichen, um damit umso greller die ideologischen Bruchlinien auszuleuchten, die seit dreißig Jahren die Politik in Österreich

<sup>47)</sup> FRIEDRICH KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 22. Aufl. unter Mithilfe von MAX BÜRGISSER und BERND GREGOR völlig neu bearbeitet von ELMAR SEEBOLD, Berlin und New York 1989, S. 734.

<sup>48)</sup> HANNS HAAS, *Der Traum vom Dazugehören. Juden auf Sommerfrische*, in ROBERT KRIECHBAUMER (Hrsg.), *Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg*, Wien 2002, S. 40–57.

<sup>49)</sup> Seit dem Wahlkampf zwischen Bruno Kreisky und Josef Klaus 1970, in dem letzterer als ‚echter Österreicher‘ vorgestellt wurde, was implizierte, dass sein Kontrahent keiner sei, signalisiert die Rede vom ‚echten Österreicher‘ Ausschluss. Eine Photographie des Wahlplakats findet sich in PETER DUSEK, ANTON PELINKA, ERIKA WEINZIERL (Hrsg.), *Zeitgeschichte im Aufriß. Österreich von 1918 bis in die achtziger Jahre*, Wien und München 1981, S. 257.

<sup>50)</sup> FRAUKE MEYER-GOSAU, „Das macht mir unglaublichen Spass“, in: *Literaturen. Cicero Magazin für politische Kultur* 5 (13. September 2010), <<http://www.cicero.de/salon/das-macht-mir-unglaublichen-spazz/47117>> [24.3.2016].

durchziehen. Weil er um den Missbrauch der deutschen Sprache weiß,<sup>51)</sup> bedient er sich der Strategie des ‚Sprachspielers‘, um „in Spielzügen der Irritation und der Überzeugung“ umso nachdrücklicher „auf die Veränderung in seinen Mit- und Gegenspielern“ hinzuwirken.<sup>52)</sup>

Mithilfe seines kreativen Umgangs mit dem Deutschen gelingt es Rabinovici, wie ich zu zeigen versuchte, die Sprache nicht bloß zu ‚adoptieren‘, sondern sich eine eigene Variante zu formen, nämlich ‚sein‘ Deutsch. Auch ist er nie lediglich „mit Sprache unterwegs“, sondern spricht mit. Seit langem ist er eine prominente Stimme im öffentlichen Diskurs in Österreich. Die Erfahrung seiner Eltern, die beide der Vernichtung entkamen,<sup>53)</sup> hält ihn seit Kindheit zu Zweifel und Widerspruch an. Brechts Gedichte und Dramen mit ihren geschliffenen und treffsicheren Formulierungen<sup>54)</sup> zeigten ihm, wie man sich sprachlich gegen die Mitwelt wappnet. Aber es ist seine persönliche Erfahrung mit zwei Sprachen, die ihn letztlich zum Sprachspieler prädestiniert, zu einem Schriftsteller und Essayisten, der sich die Sprache auf Distanz hält, um ihre Tiefen und Untiefen umso leidenschaftlicher auszuloten.

<sup>51)</sup> DORON RABINOVICI, Mein, dein, unser Deutsch, in: Die Presse, 10. Dezember 2011, Spectrum V.

<sup>52)</sup> MEDER, Sprachspieler (zit. Anm. 14), S. 65.

<sup>53)</sup> Anlässlich des 70. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz konzipierten Doron Rabinovici und Matthias Hartmann am Burgtheater das Projekt ›Sie sind die Letzten‹, bei dem auch Rabinovicis Mutter, Suzanne-Lucienne Rabinovici, als eine von sechs Zeitzeugen und Zeitzeuginnen mitwirkte. <[http://www.burgtheater.at/Content.Node2/home/spielplan/event\\_detailansicht.at.php?eventid=963651001#sthash.NuYymTuS.dpuf](http://www.burgtheater.at/Content.Node2/home/spielplan/event_detailansicht.at.php?eventid=963651001#sthash.NuYymTuS.dpuf)> [28.3.2016]. Der Titel des Projektes ist eine Anspielung auf ein Gedicht Hans Sahl's: ›Wir sind die Letzten. Fragt uns aus‹. HANS SAHL, Die Gedichte, hrsg. von NILS KERN und KLAUS SIBLEWSKI, München 2009, S. 10.

<sup>54)</sup> JOST HERMAND, Zwischen Tuismus und Tümllichkeit. Brechts Konzept eines „Klassischen“ Stils, in: Brecht-Jahrbuch 1975, S. 9–34.